

„Nehmt einander an, so wie Christus Euch!“ (Röm 15,7)

Liebe Besucher unseres heutigen Waldgottesdienstes!

Wo fühlen wir uns wohl?

- Sicher dort, wo wir sein können, wie wir sind.
- Wo wir uns nicht verbiegen oder verstellen müssen, um akzeptiert zu sein.
- Wo wir mit unseren Ecken und Kanten, Eigenheiten und Schwächen ernstgenommen werden.
- Wo wir nicht Angst haben müssen, abgeschrieben oder abgelehnt zu werden, wenn wir uns nicht so verhalten, wie es andere von uns erwarten.

Doch wo ist das so?

- In der Ehe, Familie oder unter guten Kollegen und Freunden?
- Am Arbeitsplatz, in der Nachbarschaft oder in der Kirche?

Ich habe Ihnen ein Bild mitgebracht, auf dem zwei Tiere in kuscheliger Nähe zu sehen sind: Ein brauner Hund liegt auf einem Teppich; an ihn schmiegt sich ein Kätzchen mit geschlossenen Augen. Zu allem Überfluss fühlt sich das Kätzchen völlig geborgen unter dem rechten Ohr des Hundes.

Einfach rührend, dieses Bild. Aber ist das die Regel? Dass man so etwas in der Wirklichkeit nicht sehr oft sieht, verrät ja schon unsere Sprache, wenn wir sagen: »Die zwei sind wie Hund und Katze.« Damit wollen wir meist ausdrücken, dass zwei Menschen unterschiedlich sind, dass sie sich nicht mögen und dass sie bei jeder Gelegenheit instinktiv aufeinander losgehen.

Warum werden solche Tierbilder im Internet veröffentlicht? Sollen sie uns zum Staunen bringen, oder zum Schmunzeln oder Lachen? Wollen wir uns damit aufrütteln und animieren: Na bitte – es geht doch auch anders! Wenn sogar Tiere es schaffen, nett zueinander zu sein, sollten wir Menschen uns dann nicht einfach ein bisschen mehr Mühe geben?

Gebellt und gekratzt wird in unserer Welt ja wirklich genug. Dass es in der Völkergemeinschaft und in unserer Gesellschaft mit der gegenseitigen Annahme von Einzelnen und Gruppen nicht zum Besten steht, ist uns allen klar.

Und die jeden Tag von den Medien gemeldeten rassistischen Übergriffe und Verbrechen und auch die vielen unter dem Deckmantel der Religion begangenen menschenverachtenden Gewalttaten sind nur die Spitze des Eisbergs.

Unter der Oberfläche der Öffentlichkeit gibt es die täglichen Reibereien, die Verleumdung, das Misstrauen, das Mobbing und die Missgunst.

Und doch sehnen wir uns alle nach einem Zustand der Harmonie und des Friedens.

Mitten hinein in diese unheile Welt und in unsere Sehnsucht nach einem heilen menschlichen Miteinander sagt uns die Bibel

»Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob« (Römer 15,7).

Ist dieser Satz etwa auch nur so ein vager gefühlsmässiger Appell, nett zueinander zu sein – wie der Hund und die Katze auf dem Poster? Oder ist er viel mehr?

Passt er in jede Lebenslage – und gilt er für jede menschliche Gemeinschaft?

1. Warum akzeptieren wir einander oft nicht?

Die Gemeinde in Rom, an die Paulus die Aufforderung schreibt, einander anzunehmen, ist eine zusammengewürfelte Gruppe von Männern und Frauen, von Einheimischen und Zugezogenen, von Freien und freigelassenen Sklaven und von Juden- und Heidenchristen gewesen. Einheit und liebevolle Gemeinschaft in dieser Multikulti-Kirche herzustellen, mit so vielen Unterschieden und Gegensätzen, ist eine riesige Herausforderung! Doch auch in unseren Dörfern gibt es manche Unterschiede und Reibungsflächen.

- Wir haben unterschiedliche Berufe, Einkommen und einen unterschiedlichen Lebensstandard.
- Wir wählen unterschiedliche politische Parteien mit ihren Programmen und gehören u. U. zu unterschiedlichen Vereinen.
- Auch wir haben Einheimische und Zugezogene unter uns. Und Fremde bei uns zu integrieren, fällt uns oft schwer.
- Da gibt es aktive Mitglieder von Landes- und Freikirchen, aber auch nichtreligiöse oder neureligiöse Mitbürger.
- Da taucht manchmal einen Generationskonflikt zwischen jung und alt auf, v. a. wenn ich an den Musikgeschmack denke.

Wie unterschiedlich sind doch oft unsere Temperamente!

Es gibt sie halt, die Menschen, die uns ständig belehren, ohne wirklich Ahnung zu haben, die detailverliebten Dauertüftler, die oberflächlichen Wortjongleure, die risikoverliebten Abenteurer, die buchhalterischen Übervorsichtigen, die unzugänglichen Grübler, die rückwärtsgewandten Traditionalisten, die vorwärts preschenden Dauervisionäre, die sauer schauenden Pessimisten und die immer optimistischen Powerlächler.

Je mehr sich das Temperament der anderen von unserem unterscheidet, desto schwerer fällt es uns, sie anzunehmen.

Daher ist es oft viel einfacher, weit weg lebende Menschen als unsere Nächsten zu lieben.

Wie sagte es doch Linus in einem der Peanuts-Cartoons so schön:
»Ich liebe die Menschheit. Ich kann nur die Leute nicht ausstehen.«

Wer von uns macht denn keine Fehler? Sind Sie immer perfekt?

Während seiner Predigt stellt der Pfarrer die rhetorische Frage:
"Wer von Ihnen kennt einen Menschen ohne Fehler?"

In der hintersten Reihe meldet sich ein Mann. Der Pfarrer fragt ihn ganz ungläubig: *"Sie kennen einen fehlerlosen Menschen? Wer ist es denn?"* Darauf der Mann etwas kleinlaut:

"Der verstorbene Mann meiner Frau."

Steckt nicht hinter dieser himmeltraurigen Aussage der subtile oder massive Versuch dahinter, den Ehepartner so zu verändern, wie wir ihn gerne hätten?

Christen sollten eigentlich wissen und akzeptieren, dass Menschen keine Bleisoldaten sind – jeder ist mit anderen Fehlern und Vorzügen ausgestattet. Was hat das Vergleichen nicht schon für Schaden angerichtet!

Manches, was uns trennt, hat auch lediglich mit Gewohnheit und Geschmack zu tun!

Ein junger Mann liess sich einen Bart wachsen. Eine treue Christin seiner Kirchgemeinde machte ihm daraufhin den Vorwurf:

„Warum müsst ihr jungen Männer euch jetzt nur alle so einen hässlichen Bart wachsen lassen? Warum könnt ihr nicht einfach so bleiben, wie der liebe Gott euch geschaffen hat?“

Ein Eigentor! Denn Gott hat den jungen Mann von Natur aus mit einem kräftigen Bartwuchs ausgestattet.

Es ist gar nicht immer so einfach, das Neue und Ungewohnte anzunehmen.

In unserer Kirchgemeinde singen wir wunderbare Lieder, die modern, mittelalterlich und uralt sind. Ist das ein Problem? Jedes Gesangbuch setzt sich so zusammen. Wieso sollte uns das Liedgut trennen?

Weil wir schon immer etwas so und nicht anders gemacht haben, muss es auch jetzt und weiterhin so bleiben. Und wer dabei nicht mitmacht, ist doch sicher im Unrecht, oder?

In den Sommerferien haben wir ein Auto in Südafrika gemietet. Da ist es vorgekommen, dass ich aus Gewohnheit wieder auf der rechten Strassenseite gefahren bin. Ich hätte jetzt jedem, der mir entgegengekommen ist, Zeichen machen können, er sei auf der falschen Seite und solle mir doch gefälligst ausweichen. Ich bin doch mein Leben lang immer rechts gefahren und werde es auch weiterhin so tun! Doch ich bin im Unrecht gewesen! In Südafrika gilt der Linksverkehr. Die anderen hielten sich ans Gesetz, nur ich nicht, weil ich aus Gewohnheit wieder einmal rechts fuhr. Das hätte dumm ausgehen können, doch ich habe gute Mitfahrer und Mitfahrerinnen gehabt!

Wer auf sein Recht auf Gewohnheit und Tradition pocht, ist leider oft auch rechthaberisch und überheblich.

So wie jene beiden Pfarrkollegen, deren Gemüter sich im Gespräch über die angemessene und Gott wohlgefällige Weise der Gottesdienstgestaltung erhitzen haben. Schliesslich fallen scharfe Worte. Da sagt der eine Geistliche zum anderen:

»Aber was regen wir uns denn eigentlich so auf, lieber Bruder? Wir dienen doch beide demselben Herrn. Sie dienen ihm halt auf **Ihre** Weise und ich diene ihm auf **seine** Weise.«

Ganz anders schreibt es der Apostel Paulus:

»Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob« (Römer 15,7).

2. Wir wollen einander annehmen, wie Christus uns

Das ist die Lösung und der Weg, wie wir es lernen können, einander zu akzeptieren, so wie wir sind.

Wie Christus, so soll auch die christliche Kirche alle Menschen willkommen heissen, ganz gleich welche Unterschiede zwischen ihnen bestehen.

Was uns von Gott und voneinander trennt, hat Jesus damals ans Kreuz getragen. Er heilt uns und unser verletztes Miteinander. Da spielt es keine Rolle, wer die Starken und wer die Schwachen sind. Welche Tradition wir im Gepäck oder welchen „christlichen Stammbaum“ wir haben, wie lange wir schon im Glauben leben oder welche Sprache wir sprechen, welcher Kultur oder welchem Milieu wir angehören, wie alt wir sind, ob wir Mann oder Frau sind. Bei Jesus spielt das alles keine Rolle. Und bei uns?

Bei Jesus gibt es keine geschlossene Gesellschaft. Wer an ihn glaubt, ist ein Kind Gottes und gehört zu seiner weltweiten Familie. Der vollkommene und sündlose Sohn Gottes nimmt zur Umkehr bereite Sünder in seine Familie auf. Und so wie wir zu IHM kommen, akzeptiert er uns.

Daher sollen auch wir einander akzeptieren, weil Christus uns akzeptiert hat.

Ich denke, das wollte Pfarrer Beni Muster vorher im Anspiel seiner neuen Gemeinde deutlich machen!

Ich bin so dankbar darüber, ein Kind Gottes zu sein: Soll ich dasselbe Recht einem anderen Kind Gottes absprechen?

Und wenn Jesus unsere Fehler und Schwächen auf sich genommen hat, sollten wir nicht auch die Fehler und Schwächen des anderen ertragen? Bin ich denn wirklich besser als er oder sie?

»Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob« (Römer 15,7).

Es sollte keine Aussenseiter, Ungeliebte und schwarze Schafe in der christlichen Gemeinschaft – also unter uns – geben.

Die Künstlerin Stefanie Bahlinger hat dies in ihrem Bild vom Flickenteppich illustriert.

Da sind Stücke aus unterschiedlichen Materialien zusammengenäht.

Da gibt es verschiedene Muster, Farben und Schriften.

So unterschiedlich sind auch die Menschen unserer Kirchengemeinde.

Doch Längs- und Quernähte verbinden die einzelnen Elemente.

Es ist der Glaube an Jesus Christus, der uns zu einer Familie macht.

So entsteht Einheit trotz aller Verschiedenartigkeit.

Und nur so wird Gott unter uns geehrt und gelobt.

Im Religionsunterricht singen wir manchmal mit den Schülerinnen und Schülern das Lied: „Unerem Schirm vom Höchste, do bin ich geborge Tag und Nacht“. Und weiter heisst es:

*1. Ob du gschiit bisch oder dumm
d'Nase grad isch oder chrumm,
ob du lachisch oder brüehlsch,
Gott het dich lieb.*

*Od du chrank bisch oder g'sund,
d'Chlaider grau sind oder bunt,
ob du gross bisch oder chlii,
Gott het dich lieb.*

*2. Ob du riich bisch oder arm,
ob du chalt hesch oder warm,
ob du dick bisch oder dünn,
Gott het dich lieb.*

*Ob du wach bisch oder schlofsch,
ob du gärn i d'Chile gosch,
ob du starch bisch oder schwach,
Gott het dich lieb.*

*3. Ob du fröhlich Lieder singsch
oder lieber umespringsch,
ob du jung bisch oder alt.
Gott het dich lieb.*

*Ob du d'Musig gärn luut g'hörsch
oder ob du dich dra störsch,
ob du jung und alt verstohsch.
Gott het dich lieb.*

Genau so ist es! Daher:

»Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob« (Römer 15,7).

Konkret: Einander Annehmen bedeutet auch: den andern wahrnehmen, ernst nehmen, gastlich aufnehmen, sich selbst zurücknehmen oder ihn an der Hand oder in den Arm nehmen.

Vor einigen Jahren fanden die **Paralympischen Spiele**, auch **Paralympics** genannt, in den USA statt. 400m-Endlauf.

Da stehen acht Sportler mit Behinderungen oder Beeinträchtigungen am Start. Jeder will gewinnen. Sie laufen los und geben alles.

Dann, etwa 30-40 Meter vor dem Ziel, gerät einer aus der Spitzengruppe ins Straucheln, fällt der Länge nach hin. *„Pech gehabt, alter Junge, Pech gehabt. Hat ja auch sein Gutes. Da bin ich schon einmal einen Konkurrenten los.“* Vielleicht hat mancher so gedacht und wollte unbedingt vorbei und gewinnen.

Da passiert etwas Unglaubliches: Einer unter den Behinderten unterbricht seinen Lauf, humpelt auf den Gestürzten zu, richtet ihn auf, greift ihm unter die Arme. Der kann nicht mehr richtig, aber der andere ergreift ihn, humpelt mit ihm weiter. Das sehen die anderen. Keiner kann auf einmal mehr vorbeilaufen. Sie wenden sich den beiden zu, greifen sich allesamt unter die Arme, der Gestürzte in der Mitte. Dann laufen sie und schleppen sich gemeinsam ins Ziel. -

»Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob« (Römer 15,7).

So hat sich Gott das vorgestellt. Dass wir den andern nicht nur so knapp tolerieren, sondern ihm tatkräftig unter die Arme greifen.

So sei es! Amen!

Hudelmoos, 20.8.2017, Pfr. J. Neidhart

„Zur Liebe gehört, dass sie einen Menschen da aufsucht, wo er ist, und nicht dort, wo man ihn schon haben möchte.“ (A. Köberle)